Neue Zürcher Zeitung

Samstag, 12. Mai 2018

INTERNATIONALE AUSGABE

Hol den Vorschlaghammer! Nein, bewahre!

Welche Schweizer Architektur sollte abgerissen und welche unter Denkmalschutz gestellt werden? Darüber streiten sich Heimatschützer und Bauherren heftig. Hier beziehen Architektinnen und Architekten Stellung. ***Von Antje Stahl***

Der Wille zur Zerstörung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Architektur in Europa, sofern sie denn auf dem Bau von neuen Gebäuden oder gar einer neuen Stadt besteht. Allein in Zürich müsste man den See trockenlegen, um ein Baufeld für neuartige Wohnhäuser in aufregenden Quartieren zu schaffen. Häuser stehen dicht an dicht. Und dort, wo es noch Freiraum gibt, kämpfen Bäume und Wiesen um ihr Daseinsrecht oder entscheiden die falschen Investoren über die Architektur von morgen.

Wir haben im Feuilleton deshalb einmal Platz geschaffen, damit Architekturbüros einen grossen Abrissplan für die Schweiz festlegen können. «Bestimmen Sie die Architektur, die Sie gerne abreissen lassen wollen», lautete die Anfrage quer durch das Land und die Generationen – an Peter Zumthor, Roger Diener, Annette Gigon und Mike Guyer, Elli Mosayebi, Anne Kaestle, Manuel Herz und viele andere. Vielleicht, dachten wir uns, muss der Vorschlaghammer nicht gleich so weit geschwungen werden, dass er die Zürcher Oper, den Hauptbahnhof und das Ausflugsrestaurant auf dem Üetliberg treffen würde, aber der Phantasie wollten wir einmal keine Grenzen setzen.

Corbusiers Plan Voisin

Wenn man zurückschaut, rufen wild gewordene Baumeister unter Umständen auch gemischte Gefühle hervor. Unter Kaiser Napoleon III. plante Georges-Eugène Haussmann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Gemächern des Palais des Tuileries die Verwandlung der mittelalterlich geprägten Stadt in eine Metropole mit den weitläufigen Boulevards und klaren Achsen, über die man heute so gerne flaniert. Der Gedanke an die Pariser, die dafür aus ihren Häusern vertrieben und umgesiedelt wurden, löst aber unweigerlich Beklemmungen aus: Zwölftausend Gebäude liess Haussmann abreissen, um Paris das Elend, den Gestank, die Cholera, die Dunkelheit und Enge auszutreiben. Die Faszination für Architekten, die im grossen Massstab dachten, ist trotzdem geblieben.

Etwa fünfzig Jahre nachdem Paris unter den Händen Haussmanns zerstört worden und wiederauferstanden war, folgte Le Corbusier seinen Spuren und grenzte sich zugleich radikal von ihm an, indem er vorschlug, sich der gesamten Pariser Rive-Droite-Bebauung zu entledigen. Zwischen Notre Dame und Montmartre sah der ebenfalls berühmte Plan Voisin statt Marais, Sandsteinfassaden und kleinen Geschäften grosse kreuzförmige Türme in geometrischer Ordnung und rasanten Verkehr vor. Auch Le Corbusier wurde nach der Ausstellung des neuen Pariser Nachbar-Plans auf der Exposition des Arts Décoratifs 1925 angefeindet, die Mehrheit allerdings hält ihn für den letzten Visionär, der keine Angst hatte, einen Entwurf über die Geschichte und Architektur einer Weltstadt zu stellen.

In der Gegenwart ist von dieser Radikalität kaum mehr etwas zu spüren. Architekten schlagen sich mit Bauverordnungen und Sicherheitsvorschriften herum und müssen auf couragierte Bauherren manchmal ihr ganzes Leben warten. Hinzu kommt ein überengagierter Heimatschutz, der die Vergangenheit oftmals über die Zukunft und Erinnerung über die Bedürfnisse der neuen Generation stellt. Die Nonprofitorganisation besteht zwar darauf, «auch zeitgemässe, gute Architektur bei Neubauten zu fördern»; in der Regel werden die fast dreissigtausend Mitglieder aber immer dann mobilisiert, wenn 700-jährige Holzhäuser, wie jüngst in Steinen im Kanton Schwyz, den Plänen der Zeitgenossen weichen sollen. Oft reicht auch erst einmal nur eine Aufsichtsbeschwerde, um wie jüngst in Chur den Abriss eines Gutshofes und den Bau einer neuen Fahrrad- und Busspur zu stoppen. Für Architekten, die neue Häuser bauen sollen, ist so ein Vorgang der grösste Albtraum, weshalb ihnen einmal Gelegenheit geboten werden sollte, nach freiem Herzen die Schweiz abzureissen.

Viele Büros sind der Einladung gefolgt und verändern mit ihren Beiträgen den Blick auf die Schweizer Stadt- und Landkarten. Wenn es nach Urban-Think Tank ginge, dürften Architekturstudenten jedenfalls nicht mehr in der ETH-Dépendance am Hönggerberg die Schulbank drücken – «die Interaktion zwischen Architektur, Stadt und Studenten geht hier völlig verloren», schreiben Alfredo Brillembourg und Hubert Klumpner. Schon in dieser Formulierung deutet sich an, welchen Wert Architekten der gebauten Stadt aber auch zuschreiben.

Für den fiktiven Rahmen dieser Feuilleton-Seiten wollte sich denn auch kein Büro auf grossspurige Abrisspläne à la Le Corbusier einlassen, etwa die gesamte (von der Unesco beschützte) Berner Altstadt oder die Kapellbrücke in Luzern wegsprengen. Man denke nur an den Slogan: «Nieder mit den Alpen. Freie Sicht aufs Mittelmeer!» und die Proteste, die sich ja auch gegen ein zentrales Monument, die Zürcher Oper, richteten. Diejenigen, die schon etwas länger in der Branche arbeiten, hielten die Anfrage wegen Abrissplänen für zu aggressiv. Psychologisch könnte man das natürlich so auslegen, dass die Rebellion eher zur Jugend gehört – und der Schweizer gerne auf einen Frontalangriff auf die eigene Zunft verzichtet. Aber mit dem 20. Jahrhundert im Nacken hat sich eben auch ein vorsichtigerer Umgang mit der gebauten Umwelt herausgebildet.

Vielleicht muss die Abrissbirne nicht gleich so weit geschwungen werden, dass sie die Zürcher Oper, den Hauptbahnhof und das Ausflugsrestaurant auf dem Üetliberg treffen würde, aber der Phantasie sollten keine Grenzen gesetzt werden.

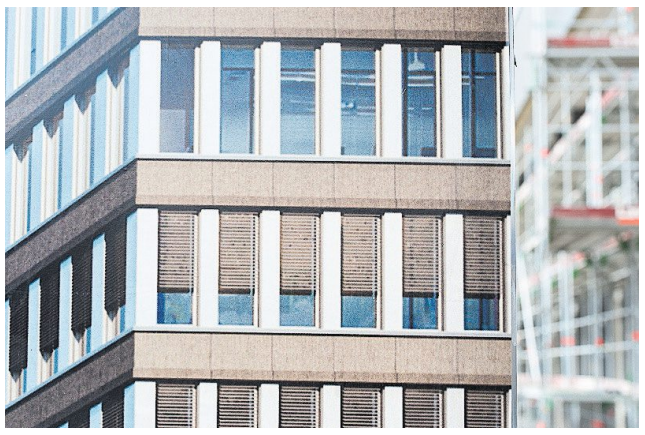
Der grosse Bruder des Heimatschutzes, die Unesco, hält seit dem Zweiten Weltkrieg seine schützende Hand über das sogenannte kulturelle Erbe. Allerdings werden in der Liste des Weltkulturerbes kaum Helden aus der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts geführt. Le Corbusiers architektonisches Werk ist die eine grosse Ausnahme, die in gleich sieben Ländern der Welt von der Behörde geschützt wird. Das mag paradox klingen – immerhin legte Le Corbusier keinen Wert auf die Pflege des Bestandes –, ist aber zugleich ein Muster dafür, wie schlecht es global um die Baugeschichte bei der Unesco bestellt ist.

Die Hütten kleiner Leute

Exemplarisch kann man das am Schweizer Kulturerbe ablesen. Aufgelistet werden hier natürlich nicht die Emmentaler Bauernhäuser, deren Dächer alle wie wunderschöne, grosse Schlapphüte in der Landschaft liegen, oder die Siedlung Seldwyla, die Rolf Keller in den siebziger Jahren zusammen mit Manuel Pauli, Fritz Schwarz, Esther und Rudolf Guyer entwarf (siehe Seite 46). Neben einem Stück Alpenland sind laut Unesco die Klosterkirche von St. Gallen und die Burg- und Maueranlage von Bellinzona schützenswerter. So eine Auswahl nährt leider den Verdacht, dass es sich hier um Beamte im Dienste längst verstorbener Machthaber handelt. Sie pfeifen genau wie Haussmann, so lautet jedenfalls die Kritik, auf die Hütten kleiner Leute und ebenso die Architektur vieler grosser Architekten.

Wir haben deshalb ebenfalls nach Gebäuden und Orten in der Schweiz gefragt, die die Architekturbüros für unbedingt erhaltenswert erachten. «Welche Architektur möchten Sie unter Denkmalschutz stellen?», lautete die Frage konkret. Nicht nur Behörden oder Heimatschützer sollten den architektonischen Kanon definieren, den wir Tag für Tag vor Augen haben. Ob in Genf oder Basel, Zürich oder Chur – manchmal läuft man blind an Gebäuden vorbei, obwohl man vor einem «Denkmal» steht. «Hol den Vorschlaghammer», singt die deutsche Pop-Band Wir sind Helden zwar. «Sie haben uns ein Denkmal gebaut / Und jeder Vollidiot weiss, dass das die Liebe versaut / Ich werd die schlechtesten Sprayer dieser Stadt engagieren / Die sollen nachts noch die Trümmer / Mit Parolen beschmieren.» Aber im Gegensatz zu in Stein gemeisselten Menschen kann so manche Architektur lebendiger werden, als man denkt – und sollte ganz unbedingt bewahrt werden.

Viele Architekturbüros plädieren hier für den Erhalt und im gleichen Atemzug auch für den Umbau und die Umnutzung von Gebäuden. So verhindert man einerseits, einer Stadt die Geschichte zu rauben, andererseits aber auch den Stillstand, der so oft mit dem Denkmalschutz einhergeht. Zugleich setzen sich die Architekten für alte ästhetische und damit auch konzeptionelle Kriterien ein. Die Architektur der 1970er und frühen 1980er Jahre etwa mag nicht den klassizistischen oder barocken Geschmacksstandards entsprechen; sie ist aber, wie Emanuel Christ und Christoph Gantenbein schreiben, «aus einem unerschrockenen, vielleicht etwas naiven, aber immer optimistischen Denken heraus entstanden – die grosse Geste!» Und sie sollte auf jeden Fall erinnert und bitte auch öfter wiederholt werden. 2b Architectes schlagen hier vor, das Gebiet rund um den Genfersee als «Métropole Léman©» zu definieren und die urbanen Qualitäten der Postkartenidylle über die Landes- und Kantonsgrenzen hinweg weiterzuentwickeln. Es muss dem nichts im Wege stehen.



BILDER NATHALIE TAIANA / NZZ

Abriss: Baufeld B, Europaallee, Zürich
Denkmalschutz: Freitag-Tower, Hardbrücke, Zürich

CHRISTIAN KEREZ (ZÜRICH/BERLIN)

Ein Gebäude, das ich gerne unter Denkmalschutz stellen würde, ist der Freitag-Tower. Er ist zwar nur ein Provisorium, aber gleichzeitig ist er neu in seiner Erscheinung, er hat einen klaren Bezug zu den Nutzern, er vermittelt einen Inhalt.

Als Gegensatz dazu würde ich den Neubau auf dem Europaareal, der noch nicht ganz fertig ist, abreissen. Und zwar das Gebäude auf dem Baufeld B, welches das Eingangstor zur Europaallee hätte darstellen sollen. Es ist wuchtig und vermittelt keine einzige architektonische Aussage. Es ist ein Privileg, etwas Grosses realisieren zu dürfen, und dann noch in allerbester Lage im Stadtzentrum im Herzen der Stadt Zürich. Allerdings müssen dann auch klare Aussagen zu unserer heutigen Kulturarchitektur gemacht werden und der Anspruch bestehen, Architekturgeschichte zu schreiben.

Abriss: Kasernenareal, Zürich
Denkmalschutz: Hardau II, Zürich

PIET ECKERT UND WIM ECKERT (E2A, ZÜRICH)

Der Zeitpunkt ist gekommen, sich des Kasernenareals zu entledigen. Mit ihm verbindet sich eine fast endlose Saga einer Handlungsohnmacht. Freiraum und Besetzung lassen sich mit einem Neustart hier angemessen und befreit von der Last der alten Autoritätsbauten entwickeln. Der Kreis 4 verdient es, hier weiter gesponnen zu werden, und der Sihlraum wartet schon lange darauf, städtebaulich entdeckt zu werden. Man fragt sich, wo eigentlich die Ambitionen geblieben sind.

Der Abriss hat hier für die Stadt Zürich fast therapeutische Dimensionen. Sich davon zu trennen, mobilisiert die Vorstellungskraft, ein Stück Stadt zu schaffen, das sich einmal aus der eigentlichen Kontinuität des Ortes weiterentwickeln kann, anstatt diesen über Jahrzehnte zu lähmen.

Die Hardau-II-Türme von Max P. Kollbrunner aus den späten siebziger Jahren haben wie kaum ein anderes Haus die Stadtsilhouette von Zürich geprägt. Sie sind mitverantwortlich dafür, dass in Zürich jahrzehntelang keine weiteren Hochhäuser gebaut wurden. Die vier schlanken und hohen Türme waren bis vor kurzem die höchsten Häuser der Schweiz und wurden erst 2011 durch den Prime Tower in ihrer Höhe übertroffen. Die Hochhausbebauung ermöglichte die Begrenzung der Bebauungsfläche, so dass sich erstaunlich viel Platz für Aussen- und Freiflächen ergab. Die Unterschutzstellung dieser Türme hat symbolischen Charakter und rehabilitiert die einst verschmähte Typologie der Hochhäuser endgültig.

Abriss: Wohnüberbauung St.-Johanns-Parkweg, Rhypark, Basel
Denkmalschutz: Die Post 2, Bahnhof Basel SBB

EMANUEL CHRIST und CHRISTOPH GANTENBEIN (CHRIST & GANTENBEIN, BASEL)

—

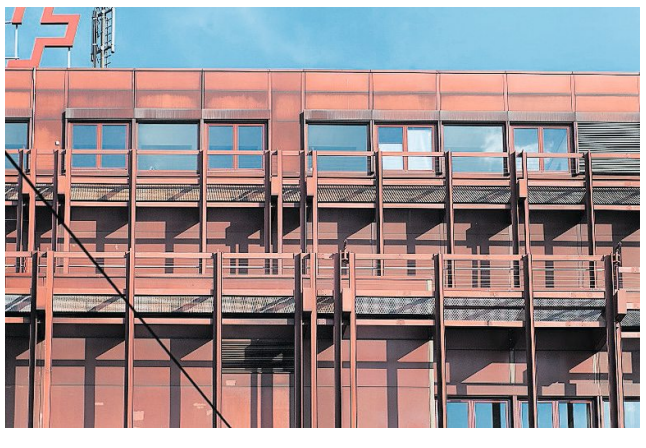
Die Architektur der 1970er und frühen 1980er Jahre ist die Architektur unserer Kindheit. Deshalb war sie uns irgendwie immer besonders nah. Und noch heute üben die Häuser von damals eine grosse Faszination auf uns aus. Warum? Weil die oft etwas unheimlich und fremd wirkenden Gebäude aus einem unerschrockenen, vielleicht etwas naiven, aber immer optimistischen Denken heraus entstanden sind – die grosse Geste! Das lässt uns heute, in einer Zeit, wo vor allem Vorsicht und Zurückhaltung das Denken und Handeln bestimmen, geradezu sehnsüchtig nostalgisch werden.

Gleichzeitig bleibt eine tiefe Ambivalenz – keine einfache Zeit in der Rückschau. Fast bei jedem Haus fragen wir uns, ob es nun eigentlich gut oder schlecht sei. Oder eben: Erhalten oder Abreissen? Technisch gesehen spricht sehr schnell alles für Abreissen: Schadstoffe, schlechte Isolation, überholte Haustechnik und so weiter. Architektur ist aber zum Glück mehr als nur Technik. Sie ist auch Form, Gestalt, die emotional berührt, und sie ist vor allem Raum. Es kommt darauf an, ob dieser Raum sowohl innen wie aussen heute noch von Nutzen ist. Es geht um die Frage, was die Architektur von damals für die Stadt von heute leisten kann – sozial, ökonomisch und ökologisch. Vor diesem Hintergrund haben wir zwei Beispiele aus Basel ausgewählt: Die Post 2, 1972 bis 1980, der Architekten Suter & Suter. Und die Wohnüberbauung St.-Johanns-Parkweg, 1983–86, der Architekten Wurster und Hofer (erster Bebauungsplan 1972).

Das grosse Post-Reitergebäude am Bahnhof Basel SBB überspannt das gesamte Gleisfeld und bildet damit eine Art gigantisches Eingangstor zum Bahnhof. Besonders auffällig und einprägsam ist seine dunkle, rostrote Farbe. In Basel wird das Gebäude deshalb auch humorvoll und leicht angewidert «Blutwurst» genannt. Uns hat dieser aus heutiger Sicht geradezu heroische Infrastrukturbau stets gefallen. Seine Fassaden werden durch filigrane Balkone aus Stahlprofilen gegliedert. Dadurch wirkt der grosse Baukörper überraschend elegant und bewegt. Das grosse Problem dieser als Betriebs- und Umschlagszentrum geplanten Anlage ist jedoch, dass es eigentlich nirgends einen öffentlichen Zugang gibt. Das grosse Ding wendet sich von der Stadt und ihren Bewohnern ab.

Wir plädieren dafür, das zeichenhafte Gebäude als Denkmal für den Geist der siebziger Jahre zu erhalten und diesen Geist gleichzeitig zu reaktivieren, indem das heute obsolete Betriebsgebäude umgebaut und geöffnet wird. Mit Zugängen, Durchgängen, Rampen, Brücken und Auslegern könnte man es mit der umliegenden Stadt verbinden und so zu neuem Leben erwecken. Wir können uns gut vorstellen, wie hier an idealer Lage öffentliche Einrichtungen für Bildung oder auch zentrale Verwaltung untergebracht werden. Im Grunde braucht es nicht viel, und aus dem heute etwas stummen Riesenblock wird eine brummende Maschine urbanen Lebens.

Ganz anders im zweiten Fall. Die heute Rhypark genannte Anlage am Rhein liegt in unmittelbarer Nähe zum Novartis-Campus und zum übrigen Stadtentwicklungsgebiet Basel Nord. Was früher einmal peripher war, ist heute ein zentraler, äusserst attraktiver Ort. Dass hier seit den achtziger Jahren gewohnt wird, ist gut. Auch dass es keine Luxuswohnungen sind, ist gut. Eine Stadt braucht auch billige Wohnungen. Das Problem liegt vielmehr im Aussenraum. Dieser ist undefiniert und wird nicht richtig genutzt. Die Anbindung an das angrenzende Quartier ist schwach, und einen durchgehenden Uferweg am Fluss gibt es auch nicht. Kurz: Das Areal ist angesichts der attraktiven Lage und der wenigen Landreserven in der Stadt völlig unternutzt und für die Quartier- und Stadtbevölkerung trotz der räumlichen Offenheit nicht richtig zugänglich. Der wunderbare Ort mitten in der Stadt wirkt heute geradezu beklemmend. Sein riesiges Potenzial liegt brach! Wenn wir den Mut haben, die Stadt an dieser Stelle noch einmal völlig neu zu denken, wird hier langfristig ein lebendiges, durchmischtes Quartier mit direktem Bezug zum Fluss entstehen. Deshalb sprechen wir uns dafür aus, die bestehenden Wohnbauten abzubrechen und unerschrocken optimistisch eine neue Zukunft zu planen – so wie unsere Vorgänger in den siebziger Jahren.



Abriss: HIL-Gebäude, ETH-Hochschulgelände Hönggerberg, Zürich
Denkmalschutz: Frau Gerolds Garten, Geroldstrasse, Zürich

ALFREDO BRILLEMBOURG und HUBERT KLUMPNER (URBAN-THINK TANK, ZÜRICH)

—

Als Satellit funktioniert das HIL-Gebäude der ETH Zürich, welches sich auf dem Hönggerberg befindet und hauptsächlich für die Architekturfakultät eingerichtet ist. Die Interaktion zwischen Architektur, Stadt und Studenten geht hier völlig verloren. Die relevanten Komponenten der heutigen Raumproduktion wie städtische Heterogenität, Nutzungsdurchmischung, Dichte, Mobilität, das Unperfekte und Unvorhersehbare, welche für das Architekturverständnis von angehenden Architekten wichtig sind, müssen zurückerobert werden. Ein Abriss des HIL-Gebäudes und somit ein Umzug der gesamten ETH-Architekturfakultät in das ab 2020 frei werdende Kasernenareal im Kreis 4 mitten in der Stadt wäre eine pädagogisch und räumlich optimale Lösung.

Gerade neben dem Zürcher Prime Tower hat sich ein temporäres Gelände entwickelt, welches die kulturelle Produktion und Ausstrahlung von Zürich-West prägt. Frau Gerolds Garten bietet je nach Jahreszeit andere Funktionen, wie einen Stadtgarten mit eigenem Nutzgarten für die frische Küche, kleinen Shops und Open-Air-Kunst, der einen Ort der Begegnung kreiert. Frau Gerolds Garten war ursprünglich als provisorisch aufgestellte «Container»-Nutzung gedacht, welche sich ein unbebautes Grundstück, eine Baulücke, einverleibt, mit dem Charakter des Unperfekten, des Vergänglichen, des Improvisierten. Nun steht er unter Denkmalpflege und wird nicht abgerissen, sondern mit intelligenten Konzepten erweitert und weiterentwickelt. Diese Form der Urbanität kann nun für Nachfolgegenerationen erhalten bleiben und als Beispiel für eine zukünftige Auseinandersetzung mit der Stadt beitragen. All dies, was dem HIL-Gebäude (welches abgerissen wird) fehlt, finden wir bei Gerolds Garten. Lernen wir davon.

Abriss: Fox Town, Mendrisio
Denkmalschutz: Bagno Pubblico, Via Mirasole, Bellinzona

SABINA SNOZZI GROISMAN, GUSTAVO GROISMAN UND TOCHTER SARA GROISMAN (SNOZZI GROISMAN & GROISMAN, LOCARNO)

—

Mit ihrem göttlichen Angebot, ein Gebäude abzureissen und ein anderes zu bewahren (immerhin auf dem Papier), hat die NZZ uns und unsere Tochter zu einer lebhaften Debatte angeregt. Wir haben uns sofort auf jene Gebäude konzentriert, die wir abreissen würden (die zu bewahrenden Häuser haben bei uns seltsamerweise kein so grosses Interesse geweckt).

Sabina: Wozu soll das eigentlich gut sein, wenn wir nur ein Gebäude niederreissen? Wollen wir effizient sein, müssten wir mindestens hundert zerstören, allein schon im Tessin. Andererseits: Wollen wir wirklich den Gott der Architektur spielen?

Sara: Ich finde, ihr müsstet ein Abreissobjekt suchen, das auf seine Art exemplarisch ist und euch erlauben würde, eine luzide und differenzierte Aussage zur Urbanistik zu entwickeln. Was sollen sonst die Leser der NZZ von euch denken?

Gustavo: Eine klare Ansage hätte ich gewiss: Ich möchte das Gebäude abreissen, das sie gerade vor unserem Haus errichtet haben und das uns nun einen Teil der Seesicht raubt . . . Oder wir könnten ein hässliches Gebäude eines im Übrigen untadeligen Architekten verschwinden lassen, um seine Reputation wiederherzustellen . . .

Sara: Wenn wir richtig zur Sache gehen möchten, müssten wir ein hässliches Gebäude zerstören mit dem Architekten darin! So liesse sich weiterer Schaden abwenden . . .

Sabina: Schluss mit den Sprüchen, das bringt nichts, ausser politically incorrect zu sein.

Sara: Schade! Aber wenn ihr die Frage ernst nehmen wollt, dann gibt's nur eins, ihr müsst ein emblematisches Gebäude finden, das in sich Myriaden von schlechten architektonischen Eigenschaften vereint.

Gustavo: Will heissen: Wir suchen ein Meisterwerk.

Sabina: Aber wer «Meisterwerk» sagt, denkt in positiven Begriffen. Und wenn wir von etwas Positivem reden wollen, würde ich das Bagno Pubblico in Bellinzona von Aurelio Galfetti, Flora Ruchat-Roncati und Ivo Trümpy nennen. Diese architektonische Intervention ist von einer genauen Kenntnis des Geländes und einer klaren urbanistischen Haltung geprägt und hat ein unauslöschliches Zeichen in der Stadt gesetzt.

Sara: Darum müsste das Gebäude, das wir abreissen wollen, eine vergleichbare Wirkung haben, nur freilich im Negativen.

Gustavo: Mhm . . . ein ebenso unauslöschliches Zeichen in einer Stadt, das trifft zum Beispiel auf Fox Town mit dem daran angehängten Kasino in Mendrisio zu. Es ist das traurige und vulgäre Eingangstor zu der Stadt, die auch noch die Architektur-Akademie beherbergt. Eine desolat disproportionierte Kaufhalle mit einem möchtegernneoklassizistischen Pseudotempel des Glücksspiels. Damit wurde ein ganzes Stadtviertel in Mendrisio auf den Kopf gestellt.

Sabina: Richtig. Man hat ein Modell amerikanischer Provenienz importiert, das in den grossen Städten seit Jahren verbreitet ist, und hat es gewaltsam in den «magnifico borgo», wie man ihn hier nennt, eingepflanzt. Der Standort ergab sich von selbst aus der Nähe zur Landesgrenze und zum Autobahnanschluss.

Gustavo: Immerhin hat dieses Öko-Monstrum eine gute Seite – es mahnt als abschreckendes Beispiel alle Studenten der Akademie: «So etwas darfst du nie bauen!»

Am Ende waren wir uns in einer Hinsicht einig: In einer idealen Welt wäre es völlig unnötig, «hässliche» Sachen zum Verschwinden zu bringen und die «schönen» bewahren zu wollen. In einer wirklichen Utopie bemühen sich die Architekten zusammen mit vernünftigen öffentlichen oder privaten Auftraggebern, ihren Beruf nach bestem Wissen und Gewissen auszuüben, so dass Wörter wie abreissen oder schützen ihren Sinn verlieren.

Sara: Grossartig, schöne Worte, aber in Wahrheit ist die Sache komplizierter . . .

Neue Zürcher Zeitung

Samstag, 12. Mai 2018

INTERNATIONALE AUSGABE

Abriss: Silo, Erlenmattareal, Basel
Denkmalschutz: Siedlung Seldwyla, Zumikon, Zürich

ANNE KAESTLE
(DUPLEX ARCHITEKTEN AG, ZÜRICH)

—

Diesen Aufruf zum Abriss des Silos kann man eigentlich nur falsch verstehen. Weil a): Es ist ein Industriedenkmal, und wir lieben Industriedenkmäler! Wenigstens bleibt noch ein bisschen etwas für die Seele auf diesem Areal, das mit seinen vielen bunt gemischten Neubauten sicher Zeit benötigen wird, um «lebendig» zu werden, und daher einen Identitätsträger braucht. Einen letzten Zeitzeugen, der von der Geschichte des Ortes erzählt und mit viel Herzblut und Initiative von der Bauträgerin Stiftung Habitat vor dem ursprünglich geplanten Abriss gerettet wurde.

Es ist ein wunderbares Stück Industriearchitektur, so waren auch wir begeistert, als wir uns dem Silo zum ersten Mal näherten: Diese archaische Kraft des Trichtersaals, die hauchdünnen Schotten der Vorratskammern! Das Dachtragwerk! Die Filigranität! Das Architektenherz schlug höher. Aus dem erhöhten Pulsschlag wurde der erste Preis eines Wettbewerbs für die Umnutzung im Jahr 2013, der in einem sehr anständigen Verfahren organisiert wurde. Und damit komme ich zu b): Nach dem Juryentscheid entzog uns die Bauherrin schleichend und schweigend das Projekt. Man mag mir deshalb unterstellen, dass mich der Zorn triebe. Aber es steckt noch etwas anderes dahinter.

Es ist ein neuer Blick auf dieses Haus, das früher mit einem nüchternen Stolz den Ort dominierte und heute nun ein wenig eingeklemmt dasteht zwischen seinen grossen, neuen Nachbarn, von denen wir einen selbst verantworten. «Selber schuld!», kann man also auch noch zu Recht rufen. Aber es gibt ein Dilemma: Der Städtebau schreibt das Volumen vor, das Regelwerk spielt mit wuchtigen Körpern, die wie Zugwaggons der Strasse entlang aufgereiht sind und jeweils ihre eigene Antwort auf die alles beherrschende Lärmsituation suchen.

Doch in diesem Städtebau war das Silo noch nicht eingeplant, der geglückte Rettungsversuch kam später. Der Erhalt von Substanz funktioniert jedoch nur, wenn er eingebettet ist in das grosse Ganze. Sonst passiert das, was hier passiert ist: Das Neue lässt das Alte alt aussehen. Aber auch ich habe das mit meinen Architektenaugen nicht gesehen, die geblendet waren von dieser schönen strengen Ingenieursarchitektur. Inzwischen denke ich, das Silo hätte einen würdigen Abschied verdient. Denn so wie es jetzt dasteht, sieht es ein bisschen traurig aus. Manchmal ist eine schöne Erinnerung einfach besser.

Ich hab's ja nicht so mit dem Denkmalschutz. Weil das Konservierende etwas mit der Angst vor Veränderung zu tun hat. Dabei ist der Wandel doch die einzige Konstante im Leben. Aber wenn ich nun doch etwas wählen soll, dann wäre es dieses schöne Stück Zeitgeschichte, ein Siedlungsbau aus den siebziger Jahren in Zumikon, erbaut von Rolf Keller zusammen mit Max Lechner, Manuel Pauli, Fritz Schwarz, Esther und Rudolf Guyer.

Er erzählt von hohen gesellschaftlichen Idealen, die aktueller sind denn je, von der Suche nach der richtigen Balance zwischen Gemeinschaft und Individualität. Eine gute Portion Eigensinn schwingt mit, und der Fokus auf die Zwischenräume ist richtig gesetzt, der heute so oft verloren geht. Ausserdem bin ich jetzt dort zu Hause – es ist tatsächlich ein im wahrsten Sinne «fabelhafter» Ort, um einfach nur zu sein.

Nur etwas stört mich an der konservierenden, der rückwärtsgewandten, bewahrenden Haltung: Es ist eine Siedlung, die mit der Phänomenologie gewachsener Siedlungsstrukturen spielt und damit dem Gedanken des «Einfrierens» per se widerspricht. So komme ich wieder zum Dilemma des Denkmalschutzes ganz generell: Wichtig ist die Dokumentation und Archivierung, damit auch Generationen nach uns noch wissen, wie es denn einmal ganz genau gewesen ist. Es geht auch um die mit dem Schutzurteil verbundene Wertschätzung, denn das Zertifikat ist eine Art Ritterschlag für jedes Haus und seine Schöpfer – und natürlich um die Vorbildfunktion der gelungensten Beispiele jeder Zeit, die dazu anstiften, wertvolles Gedankengut neu zu interpretieren und weiterzutragen. Festhalten ist wichtig, aber auch der Blick in die Zukunft, der einen nächsten Nutzungszyklus möglich macht und damit dem Bestehenden die Ehre erweist, weiterhin gebraucht zu werden.

Es geht also nicht um ein einzelnes Stück Wand oder ein Fenster oder einen Gebäudeteil, der besser oder wichtiger ist als ein anderer – eher um so etwas wie die Essenz oder das «Wesen» eines Bauwerks, wie das vielleicht Louis Kahn gesagt hätte. Mir persönlich gefällt das Bild konstanter Erneuerung viel besser. Wie die Zellen im eigenen Körper, die sich permanent erneuern, während der Mensch dabei fortwährend der gleiche bleibt. Kontinuität und Verwandlung passen auf wundersame Weise eben doch sehr gut zusammen, das hat mit der Materie selbst nicht viel zu tun.

Für mich ist also die zentrale Frage des Denkmalschutzes nicht, welcher Teil der Substanz wertvoller ist als der andere, sondern eher: Was macht das Wesen eines Bauwerks, einer Siedlung, eines Ortes aus? Wie kann man gewissermassen die DNA, die essenziellen Merkmale extrahieren und daraus Neues für die Zukunft schaffen? Und bezogen auf die Siedlung in Zumikon: Wie können wir wertvolles Gedankengut herausfiltern, für die Bewältigung der Probleme unserer Zeit nutzbar machen und hinaus in die Welt tragen?

Abriss: Der Léman als Monument
Denkmal: Der Léman als Monument

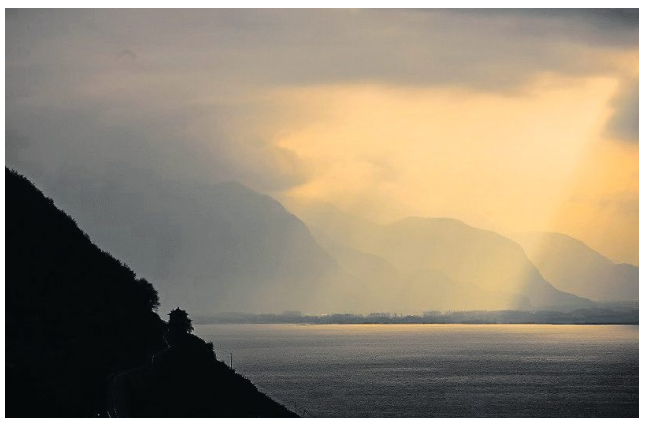
STEPHANIE BENDER UND PHILIPPE BÉBOUX,
(2B ARCHITECTES, LAUSANNE)

—

Sobald der Zug auf der Fahrt von Zürich nach Genf den Cornallaz-Tunnel bei Puidoux-Chexbres verlässt, eröffnet sich das überwältigende Panorama des Léman. Reisende werden still, staunen und zücken die Handys, um den Genfersee und die Bergketten fotografisch festzuhalten, sie verhalten sich, mit anderen Worten, so, als würden sie vor einem Monument, dem Eiffelturm etwa oder der Akropolis, stehen. In seinem Buch «La Suisse romande» sprach Charles Ferdinand Ramuz angesichts dieser unverwechselbaren Topografie sogar von einer «place publique», einem öffentlichen Ort. Er ist das ideale Postkartenmotiv und stiftet zweifelsfrei eine starke Identität, aber sollte er deshalb, fragen wir uns, auch in seiner gegenwärtigen Form bewahrt werden?

Wenn es auf den ersten Blick auch ratsam erscheint, die Schutzmassnahmen für die Landschaft zu verstärken, um ihren aussergewöhnlichen Qualitäten Rechnung zu tragen, birgt diese Einstufung das Risiko, dass die dynamische Stadtentwicklung einschläft. Das Léman-Becken als urbanes Gebiet und inzwischen anerkannte Metropolregion (bereits 2010 zählte die Region Genf - Lausanne, die auch den urbanen Raum von Annecy und Cluses umfasst, drei Millionen Einwohner) sollte sein Wachstumspotenzial weiterhin ausleben können, ohne seine Landschaftsidentität zu verlieren.

Wir plädieren deshalb dafür, das Léman-Gebiet als «Métropole Léman©» zu definieren und die Doppelidentität zwischen Natur und Artefakt über die Landes- und Kantonsgrenzen hinweg als Ganzes weiterzudenken. Der See bietet eine territoriale Leere, diesen landschaftlichen Atem, der wie der Central Park in New York eine Intensivierung urbanen Lebens an seinen Gestaden erlaubt. Wenn man Architekturen, Infrastrukturen und Landschaft in einem subtilen Gleichgewicht planen und entwickeln würde, könnte man eine neue landschaftlich geprägte Urbanität erschaffen, die das Bevölkerungswachstum in der Metropolregion nicht ignoriert, sondern auffängt und trägt.



KEYSTONE

Abriss: Hässlichkeiten, diverse Orte, Schweiz
Denkmalschutz: Stille, diverse Orte, Schweiz

ANGELA DEUBER
(CHUR)

—

Ich würde gerne all die Hässlichkeiten um mich herum abreissen und ein Stück Garten (wieder) anpflanzen und das schützen, was in unseren Städten fehlt, nämlich stille, grosszügige Orte zum Nachdenken, die Ruhe geben, um aus uns selber schöpfen zu können.

Abriss: –
Denkmalschutz: Globusprovisorium, Zürich / Neue Börse, Zürich

ANNETTE GIGON UND MIKE GUYER
(ANNETTE GIGON / MIKE GUYER
ARCHITEKTEN, ZÜRICH)

—

Die Anfrage, ein fiktives Denkmalschutzobjekt zu erküren und ein Abrissobjekt zu bestimmen, liegt einige Zeit zurück. Wir einigten uns bald auf die neue Zürcher Börse und auf das Globusprovisorium – Wochen vor Bekanntgabe der Pläne der Stadt für das Letztere. Die eine zurückbauen und das andere unter Schutz stellen oder umgekehrt? Beides nicht! Wir nahmen uns vor, keine Schwarz-Weiss-Betrachtung zu liefern.

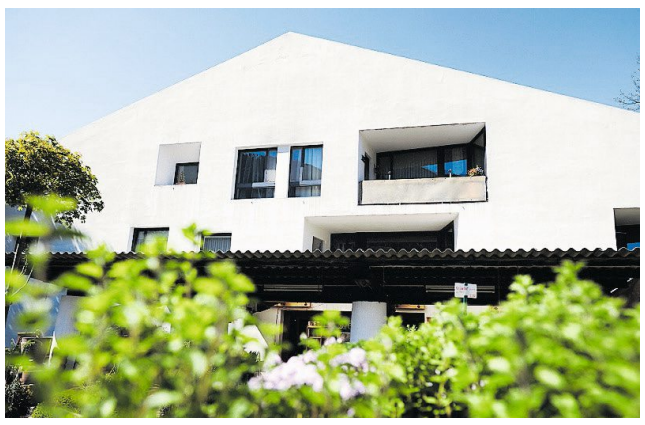
Das Globusprovisorium lieben wir nicht ganz uneingeschränkt. Und unsere Empfindungen in Bezug auf die neue Börse sind auch nicht so bitter negativ, dass man sich nur noch mit der Abrissbirne behelfen könnte. Kurzum, wir würden empfehlen, das Leben des Ersteren weiter zu verlängern und dem anderen eine tiefgreifende Überformung angedeihen zu lassen. An der Gegenüberstellung dieser beiden Gebäude reizt uns das Aufbrechen der Unterschutzstellungs- sowie der Wertekonventionen: ein günstiges Provisorium weiter erhalten und einen ungelenken Prunkbau kräftig umgestalten!

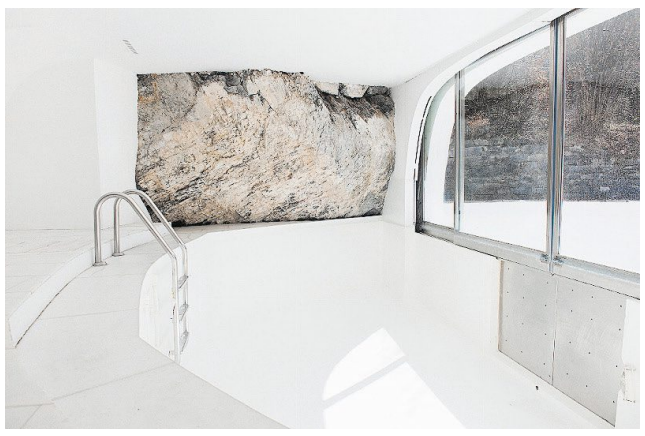
Der eine Bau mit deklariertem Ablaufdatum und mit «unedlen» Materialien wie Holz und Zementfaserplatten erbaut, der andere verspätet realisiert und alsbald als Börsengebäude obsolet, jedoch mit poliertem Granitstein und Chromstahl für eine nächste Ewigkeit errichtet. Der eine ein gewerblich anmutender Bau, unprätentiös und gelassen, einem Schiff ähnlich im Wasser der Limmat liegend und Teil des Flussraums. Der andere gross und pompös, Teil der städtischen Bebauung, aber nahe dem Flusslauf der Sihl. Der eine seit Jahrzehnten täglich Hunderten von Menschen dienlich, der andere nur von wenigen gebraucht. Der ältere überdies ein subversives «Denkmal» der jüngeren Stadtgeschichte.

Nicht nur um das Globusprovisorium wird gerungen, sondern auch die neue Börse wird gerade einem Umbau zu einem Schulgebäude unterzogen. Vielleicht, so hoffen wir, betrifft der Umbau auch die angestrengte, grossspurige Eingangspartie des Hauses. Sie ist zwar dem Bau von Giuseppe Terragni Novocomum von 1929 entliehen, kann ihm aber hinsichtlich Proportionen und Raffinement nicht das Wasser reichen. Etwas mehr architektonische Qualität liesse sich damit gewinnen und auch noch zusätzlicher Raum.

Nach den intensiven Diskussion der letzten Wochen zum Globusprovisorium würde sich unsere Parteinahme fast erübrigen – namhafte Architekten haben sich für den Bau starkgemacht. Selbst wenn hinsichtlich der Pläne der Stadt eingeräumt werden kann, dass mehr Freiraum für Fussgänger um den Hauptbahnhof herum willkommen wäre, so müsste ein neu zu schaffender «Bahnhofsplatz» wesentlich näher bei den Gleisen liegen als das Globusprovisorium – zum Beispiel in Form einer oder sogar zweier verbreiterter Brücken über der Sihl – sowohl zwischen dem neuen Europaplatz und dem Habis Royal als auch zwischen dem Landesmuseum und dem Sihlquai.

Wir plädieren nun ein weiteres Mal für den Fortbestand des grauen «Piratenschiffs» in der Limmat – gern weiterhin als Laden oder Markthalle. Wir wünschen uns, die spröde und nicht ganz eingängige Erscheinung bliebe Zürich noch eine gute Weile erhalten: als fiktives Übungsobjekt für Architekten und Städteplaner und als Prüfstein für eine differenzierte Architekturdiskussion, die ohne Schwarz-Weiss-Argumentationen auskommt.





Abriss: –
Denkmalschutz: Gärtnerei Urech, Chur / Siedlung Las Caglias, Flims

PETER ZUMTHOR
(HALDENSTEIN)

Es gibt in Graubünden ein Gebäude und ein Ensemble von Rudolf Olgiati, die man meines Erachtens unter Denkmalschutz stellen müsste: die Gärtnerei Urech in Chur und die Siedlung Las Caglias in Flims. Ich weiss – keine originelle Idee, kulturpolitisch aber ein wichtiges Signal. Man müsste beginnen, Bauten des 20. Jahrhunderts unter Denkmalschutz zu stellen.

Abriss: –
Denkmalschutz: Globusprovisorium, Zürich

ROGER DIENER
(DIENER & DIENER ARCHITEKTEN, BASEL)

Jedes Bauwerk ist auch ein Baudenkmal. Der Rang eines Baudenkmals ist ja nicht nur seiner baukünstlerischen Qualität geschuldet, sondern auch anderen Kategorien, beispielsweise seinem Erinnerungswert. Ein bescheiden wirkendes Haus, weder besonders alt noch besonders ansprechend, kann dennoch ein wichtiges Erinnerungsstück sein. Wenn wir uns das vor Augen führen, erkennen wir, dass eine dezidierte Einteilung in Bauwerke, die zu erhalten, und solche, die besser abzubrechen sind, schwerfällt. Jedenfalls taugt der schnelle, nur auf aktuelle Aspekte ausgerichtete Blick kaum dazu, eine verlässliche Triage zu treffen.

Zuweilen entzündet sich die Diskussion über beide Optionen alleine an der ästhetischen Einschätzung eines Bauwerks, wie zuletzt beim Globusprovisorium auf dem Papierwerdareal in Zürich. Von den einen als «Bretterbude» geringgeschätzt, wird es von anderen als herausragend gepriesen – «von dem Architekten Karl Egender mit leichter Hand hingezaubert», wie es etwa in der NZZ hiess. Die Fachöffentlichkeit hat sich dahintergesetzt, Architekten plädieren für den Erhalt des Bauwerks und wenden sich gegen die Idee, an seiner Stelle einen neuen Stadtplatz zu schaffen. Tatsächlich sprechen verschiedene Gründe dafür, das Globusprovisorium nicht durch ein grösseres Gebäude für den Handel mit Nutzflächen im Untergeschoss zu ersetzen. Im Unterschied zum Shop-Ville vis-à-vis am Hauptbahnhof wäre ein Verkaufsgeschäft in Tieflage auf dem Papierwerdareal nicht Teil einer grossen, mehrgeschossigen, hervorragend vernetzten Infrastruktur, sondern ein isoliertes, in den Untergrund versenktes Gebäude.

Die Limmat war bekanntlich lange Zeit mit Bauten für das Handwerk, das Gewerbe und den Handel besetzt, die auf das Wasser der Limmat angewiesen waren. Sie sind fast ausnahmslos verschwunden. Das Globusprovisorium vermochte, wenn auch nur in seiner diffusen Ausstrahlung, die Erinnerung daran zu bewahren. Das Haus spricht nicht mehr vom Gebrauch des Flusswassers, aber es atmet die Atmosphäre des innerstädtischen Umschlags von Gütern und der Arbeit, die damit verbunden sind. Deshalb lohnt es sich, das Globusprovisorium zu erhalten. Allerdings verbindet sich mit einer solchen Idee für die Erhaltung auch die Forderung nach einer Belastbarkeit des Bauwerks, das heisst, dass es den wandelnden Bedürfnissen angepasst werden könne und nicht als festgeschriebenes Baudenkmal von künstlerischem Rang in allen Teilen unberührt zu stabilisieren sei.

Abriss: Häuserblock, zwischen Postbrücke und Bahnhofsplatz, Zürich
Denkmalschutz: Telefonkabine Telecab 200'0, diverse Orte, Zürich

ELLI MOSAYEBI
(EDELAAR MOSAYEBI INDERBITZIN ARCHITEKTEN, ZÜRICH)

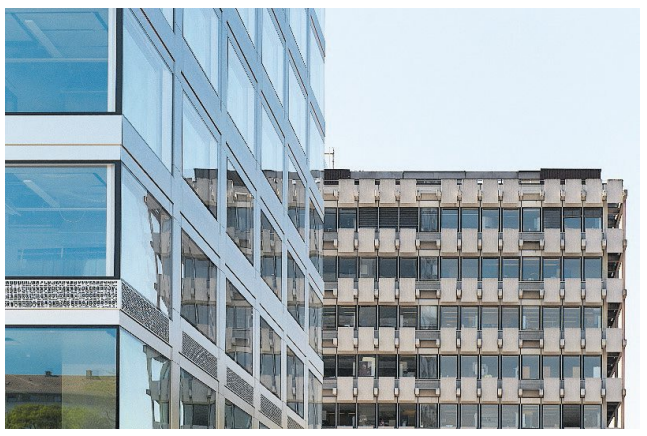
Der Zürcher Hauptbahnhof ist eingekeilt: zwischen Sihl und Limmat sowie dicht befahrenen Strassen und Tramlinien. Als Fussgänger muss man achtsam sein, um nicht von Fahrrädern oder Taxifahrern übersehen zu werden. Vor allem an seiner Südflanke ist der Verkehrsstrom mit dem Ausbau der unterirdischen Geleise und der Europaallee stetig gewachsen und setzt den Stadtkörper immer mehr unter Druck. Deutlich wird der Platzmangel dort, wo sich zwischen Postbrücke und Bahnhofsplatz ein Häuserblock an den Bahnhof schiebt und ein regelrechtes Nadelöhr für sämtliche Verkehrsteilnehmer ausbildet. Hier wird ein grosszügiger öffentlicher Bahnhofsplatz vermisst. Denn die Tramstation, die diesen Namen trägt, hat ihn nicht verdient.

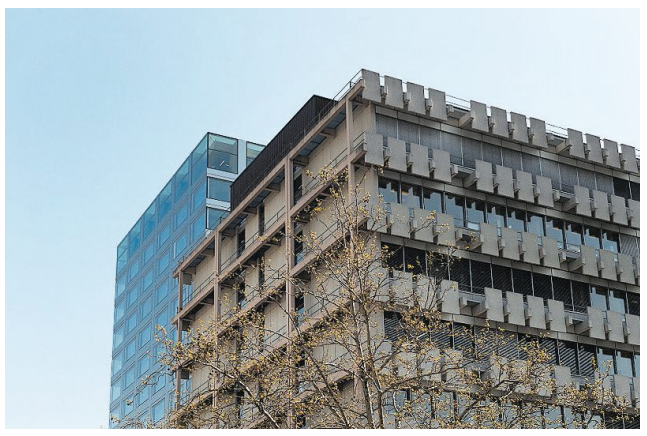
Seit dem Abriss und der Rekonstruktion des Hotels Habis Royal an genau dieser Stelle 1990 fragt man sich schon, inwieweit sich eine wachsende Stadt nicht auch in ihrer Kernzone verändern darf. Jüngst haben sich Studierende der ETH Zürich mit dem Ort auseinandergesetzt. Die städtebauliche Kritik ist also keineswegs neu, der Vorschlag geht aber weiter. Der neue Bahnhofsplatz würde die Löwenstrasse zur Sihl öffnen. Entlang des ausladenden Perrondaches entstünde ein weiter offener Raum. Hier könnten Menschen flanieren, Musik hören, lesen oder sich sonnen. Zurzeit werden die Postbrücke renoviert und neue Sitzsteine am Ufer der Sihl gesetzt, um eine Aufwertung vorzunehmen. Ein neuer grosszügiger Bahnhofsplatz aber würde der Bedeutung des Bahnhofs und der gegenwärtigen ober- und unterirdischen Verdichtung dieses Stadtgebietes viel besser entsprechen.

Unter Denkmalschutz stellen möchte ich folgende Zürcher Spezialität: die Telefonkabine Telecab 200'0 des Architekten Hans Ulrich Imesch aus dem Jahr 1995. Laut NZZ gibt es in der Stadt 70 davon. Dieses techno-ästhetische Gesamtkunstwerk (wenn man die Türen schliesst, wird man von zauberhaften Klängen berieselt, der Abschluss der Glasröhre leuchtet in verschiedenen Farben) wurde zu einer Zeit errichtet, als man wusste, dass Handys bald jede öffentliche Telefonzelle überflüssig machen würden.

Trotzdem hat man sie sich geleistet. Vielleicht wegen der besonderen Konstellation der Auftraggeberschaft: Die Allgemeine Plakatgesellschaft (APG) hatte zu wenig Werbeflächen in der Innenstadt und wollte deshalb Telefonkabinen als Litfasssäulen errichten. So kam es zu einer vorbildlichen Public-private-Partnership mit drei Beteiligten. Die Stadt willigte ein, den Grund gratis zur Verfügung zu stellen, unter der Auflage, dass die Telefonkabinen einen Beitrag zum Stadtbild leisten. Die Telekom konnte die Kabine kostenlos nutzen und trug die Finanzierung der technischen Installation und des Betriebs. Die APG ging in Vorleistung und finanzierte den Bau der Glaszylinder.

Heute spricht man allerorts vom Rückbau der Telefonkabinen. Die Frage ist, welches Schicksal die Telecab 200'0 ereilen wird. Klar ist: Das futuristische Design der Hülle hat seine Zeit und Funktion überdauert. Und: Hat das Telefon in der eleganten Glasröhre nicht schon immer seltsam plump gewirkt? Entfällt das Telefon, dürfen wir uns neue Funktionen für den Glaszylinder einfallen lassen: als 3-D-360-Grad-Panorama-VR-Screen für Augmented-Reality-Effekte, als Orgasmatron (der in Woody Allens Film «Sleeper» auftaucht und der Telecab im Übrigen stark ähnelt). Oder wir warten, bis die Zukunft wirklich eintritt – und die Kabinen als Stationen zum Beamen genutzt werden können.





Abriss: Neubau Biozentrum, Universität, Basel
Denkmalschutz: Altbau Biozentrum, Universität, Basel

MANUEL HERZ
(MANUEL HERZ ARCHITECTS, BASEL)

Mein Vorschlag: zwei Bauten der Universität Basel. Ein Neubau, den ich gerne sofort wieder abreissen möchte, und einen Bestandsbau aus den siebziger Jahren, den die Uni abreissen wird, der meiner Meinung nach aber absolut erhaltenswert ist.

Der Neubau ist das neue Biozentrum von dem Zürcher Büro Ilg Santer Architekten. Es ist, meiner Meinung nach, sehr banal und städtebaulich absolut misslungen. Viel zu plump, breit und unelegant. Ein «Türmchen», das zu niedrig ist, um Turm zu sein, und zu hoch ist, um nicht aufzufallen. Es wird über die nächsten Jahrzehnte hinweg das Rheinpanorama im Norden Basels dominieren und kaputtmachen. Das Biozentrum ist noch nicht ganz fertig, wird 2019 eröffnet, sollte aber am besten sofort wieder abgerissen werden.

Der Altbau, der erhalten bleiben sollte, steht genau dahinter und ist das alte Biozentrum von Martin Burckhardt (Burckhardt und Partner) aus dem Jahr 1971. Es ist vielleicht nicht der allerallerschönste Bau aus den siebziger Jahren, aber es ist ein sehr guter Bau mit tollen Details und ein guter Repräsentant der Architektur dieser Zeit.

Der Altbau des Biozentrums ist noch mit einem anderen Debakel der Uni verbunden: Der Bau wird abgerissen, um Platz zu schaffen für einen weiteren Neubau für Biomedizin, der von Caruso St John entworfen worden ist. Dieser Entwurf ist aus einem Wettbewerb 2014 hervorgegangen und ist sehr schön. Aber jetzt hat die Uni den Vertrag mit Caruso St John gekündigt und will seinen Entwurf ohne ihn umsetzen, was ein Skandal ist. Wenn ich für den Erhalt des alten Biozentrums plädiere, verhindere ich damit zwar die Umsetzung des Caruso-St-John-Baus, aber der ist ohnehin nicht mehr legitim, wenn die Uni ihn ohne Architekt realisieren möchte.

Für mich sind die beiden Bauten (altes und neues Biozentrum) ein Zeichen für die absolut mangelnde Baukultur der Universität Basel. Sie erkennt weder die Qualität ihres Bestands, noch hat sie ein Gespür für ihre Neubauten und errichtet teilweise richtigen Mist. Obwohl die Uni ein «Big Player» in der Stadt ist, der viele Gebäude baut, agiert sie auf einem sehr schlechten Niveau in architektonischer und städtebaulicher Hinsicht. Das halte ich für sehr problematisch.